

Berliner Tageblatt



und Handels-Zeitung.

Alle unterlangt eingekaufte Manuskripte über- nimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Spezial-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Wolff in Berlin.

Zu viel auf einmal!

Eine Flutwelle von neuen indirekten und direkten Steuern wälzt sich über das deutsche Volk und droht den wirtschaftlichen und technischen Fortschritt, den Unternehmungsgeist und nicht zuletzt den Sparinn zu ersticken. Je mehr die Pläne der verbündeten Regierungen bekannt werden, um so mehr wächst das allgemeine Erstaunen darüber, wie man dem Volke diese geradezu ungeheuerlichen Opfer zumuten kann. Man braucht nur einmal die dem Gas und der Elektrizität, diesen vornehmsten Licht- und Kraftspender der modernen Zivilisation, zugebende Belastung näher zu betrachten, um sich zu sagen, daß wir vor der Gefahr stehen, die wichtigsten Hilfsquellen unserer wirtschaftlichen Entwicklung nicht bloß anzupacken, sondern zu verschütten.

Der deutsche Steuerzahler ist von Natur gebuldig. Er sieht ein, daß es in der bisherigen Weise nicht weiter geht, daß mit der finanziellen Misere im Reich ein Ende gemacht werden muß, und er ist bereit, zu diesem Zwecke noch einmal tief in die Tasche zu greifen. Aber was ihm von den verbündeten Regierungen zugemutet wird, das geht selbst dem frommsten Staatsbürger über die Fußspur.

Es sind sehr zahlreiche Momente, die den Verdacht gegen die Finanzpläne im Reich wecken müssen. Das schlimmste Bedenken aber muß aus dem Verhalten der preussischen Regierung entnommen werden. Noch ehe der Bundesrat mit seinen Vorlagen zu Ende gekommen ist, hat der preussische Finanzminister v. Rheinbaben das Präventivgepielt und seinerseits eine kräftige Anziehung der direkten Steuerkraft beim Einkommen, bei Vermögen und bei Gesellschaften gefordert. Bisher hat man aus dem Munde des Reichsfinanzsekretärs Sydow nur beredete Klagen über den Egoismus der Interessenten und Konsumenten gehört, die sich gegen die ihnen zugebende Steuerbelastung zu wehren suchen. Viel notwendiger will es sich scheinen, einmal auf den Egoismus der Bundesstaaten hinzuweisen, die jede Beteiligung an der Sanierung der Reichsfinanzkatastrophe ablehnen, um an dem Feuer der Reichsbegeisterung ihre partikularistische Suppe zu kochen.

Wie oft soll man es eigentlich sagen, daß Preußen durchaus imlande ist, die für die Beamtengehälterreform nötigen Summen zu zahlen, ohne auch nur einen Pfennig neue Steuern erheben zu müssen! Wir befinden uns augenblicklich in einer wirtschaftlichen Depression, die auf die Rentabilität der Eisenbahnen ungünstig einwirkt. Aber das geht vorüber, und selbst in dieser Zeit noch steigt der Ertrag der Einkommensteuer über den Etatsvoranschlag hinaus. Wenn wir uns in Preußen ein paar Jahre behelfen, so gut es geht, dann wird der Etat ganz von selbst wieder ins Gleichgewicht kommen, ohne daß eine Anziehung der direkten Steuerkraft nötig wird. Aber Herr v. Rheinbaben läßt sich die günstige Gelegenheit der Beamtengehälterreform nicht entgehen, sondern er nutzt sie zu einer fehr fräftigen Erhöhung der direkten Steuern aus; ja er überspannt den Bogen so weit, daß er sogar noch rückwirkend für das laufende Jahr die Einkommensteuer mit empfindlichen Zuschlägen bedenken will.

Auch diese Erhöhung der direkten Steuern in Preußen wäre noch erträglich, wenn sie dem notleidenden Reich zugute käme.

Man hat in der letzten Zeit viel von einer anderweitigen Regelung des Verhältnisses der Reichsfinanzen zu den Bundesstaaten gesprochen, und auch der Reichsfinanzsekretär Sydow, obgleich er die Veredelung der Matrifularbeiträge ablehnte, hat doch eine Verdoppelung der Zuschüsse nach dem Einzelstaaten für Reichszwecke in Aussicht genommen. Statt der bisherigen 40 Pfennig für den Kopf sollten künftig 80 Pfennig bezahlt werden, was immerhin etwa 25 Millionen, für Preußen also etwa 15 Millionen ausmachen würde.

Das ist viel weniger, als man bei einer Forderung von einer halben Milliarde Reichssteuer als Leistung der Bundesstaaten erwarten muß. Aber offenbar hat Herr Sydow noch zu optimistisch gerechnet. Der preussische Finanzminister schlägt die Leistung Preußens für das Reich viel niedriger an. In der Begründung der sehr interessanten Satz: „Die Reichsfinanzreform wird, soweit sich ihr Ergebnis nach dem gegenwärtigen Stande der Verhandlungen übersehen läßt, Preußen nicht nur keine Erleichterung der Lasten bringen, sondern im Gegenteil eine Mehrbelastung Preußens um etwa 7 Millionen Mark herbeiführen.“

Wie diese 7 Millionen zustande kommen, darüber wird man erst noch nähere Aufklärungen abwarten müssen. Der Grund für die auffallend niedrige Summe dürfte die der Nachlaststeuer, die zum Teil den Bundesstaaten überwiesen werden soll, zu suchen sein. Aber Herr v. Rheinbaben wird schon wissen, weshalb er seine größere Summe einsetzt. In jedem Falle ist es nur ein Bettelpfennig, den die Bundesstaaten zu den auf 500 Millionen veranschlagten Bedürfnissen des Reiches beitragen wollen. Denn sieben Millionen für Preußen, das macht für sämtliche Bundesstaaten nur etwa 12 Millionen aus. Das sind nicht viel mehr als 1 zu 10 Prozent der erforderlichen Summe. Und selbst diese 12 Millionen dürften nur auf dem Papier stehen. Die Abkraft ist offenbar, dem Steuerzahler die ganze Summe aufzupacken und die Einzelstaaten völlig frei zu lassen.

Man könnte allerdings einwenden, daß ja der Steuerzahler doch in die Tasche greifen muß, ob er nun für das Reich direkt oder durch die Vermittlung der Bundesstaaten zu zahlen hat. Aber der Unterschied liegt einmal darin, daß das Reich auf indirekten, die Einzelstaaten auf direkten Steuern sich aufbauen. Dann aber kommt in Betracht, daß die verbündeten Regierungen nicht das geringste Interesse an einer sparlosen Wirtschaft im Reich haben, wenn sie für die Kosten der Reichswirtschaft nicht zu sorgen brauchen.

Mit einem Wort, Herr v. Rheinbaben will dem Reich in die Sinne spucken, indem er jetzt direkte Steuern in Höhe von 55 Millionen fordert, von denen das Reich nur ein Almosen erhalten soll. Für solche partikularistische Extravaganzen ist aber der Steuerzahler, mag er nun als Deutscher oder als Preuße gelten, zu gut. Er darf es sich verbitten, daß mit seiner Gutmütigkeit Schindluder gepieelt wird. Was zu viel ist, das ist zu viel. Die preussische Forderung der Einkommensteuervermehrung muß dem Hab den Boden ausschlagen. Ein Doppeltribut, wie er jetzt vom Reich und von Preußen zugleich verlangt wird, geht über das erträgliche Maß hinaus.

Finkelnis jagten Kojaken durch den Nebel mit tausenden Knuten, voran auf unsichtbaren Pferden die Dämonen des Entsetzens und das Schreien und Keulen der Geängstigten. In den Häusern sah man beim Scheine von Kerzen, und badrinnen, im Herzen war etwas erwacht, es wuchs, ein Gefühl von Gewissen, von Stolz, von Milverantwortlichkeit vor einem bösen Gericht und von Wehen der Zukunft.

„130 Tote!“
Die Petersburgerin eilt den Nebelstümpfen hinterher; der Verführer folgt ihr auf den Fersen. Es ist bei Uhr nachmittags, und sie wirft einen langen, schmalen Schatten; sein Schatten scheint den ihren ins Unendliche zu verlängern.

Abendausgabe der „Wirdelthja“; zwei Kopelen. Taufendunddreißig an der Cholera gestorben.“ Es sind nur hundertunddreißig, aber der Zeitungserkäufer staunet nicht.

Sie bleibt stehen. Gibt ihm zehn Kopelen und nimmt keinen Rest. Sie beginnt zu lesen und wirkt dem Verführer von der Zeitung einen hilflosen Blick zu. Er vereinigt sich mit ihrem Schatten.

Jeder Augenblick ist kostbar! Ma foi, und das ist gut! — Der Student sitzt bei der Studentin, neben ihr auf dem Sofa. Vor ihnen auf dem Tische brennt die Petroleumlampe und dampft und pflukt die kleine, gelbe Farnschale. Die Studentin macht ihm ein Schintenrot zurecht, während er den Cholerabericht aus dem Abendblatt vorliest.

Lieben Sie das Bett? So? Ja auch. Aber jetzt. 130 Tote. In den Gouvernements Hosroma und ...

Sie ist aus der Provinz und hat noch die Kunst des Bergsteigens, des Nichteinschneidens, des Nebelwolkens nicht gelernt. „Ja habe solche Angst“, sagte sie, leant sich zurück, starrt vor sich hin und schließt die Augen. Er schiel nach ihr hin und beginnt allmählich mit der einen Hand ihr glatte, gekämmte Haar zu streicheln, während er in der anderen die angelegten Schintensemmel hält. Doch er läßt bald ihre Wärme und eine Nachgiebigkeit an ihrem ganzen Körper, obwohl sie sich nicht rührt, und er legt die Semmel beiseite, auf den Rand des Tisches, ohne hinzusehen.

In diesen Tagen horcht jeder auf seine innere Stimme. Er weiß, was die nächste Minute ihm bringen kann, und es wird wahr, zeigt seine wahre Natur.

Während die elegante Petersburgerin, die verordnete Melkbid, die mit dem buckigen Herzen und dem freien Sinn, mit der klugen Liebe zum Leben und dem feinen Verständnis, es zu weiffen, die letzten Wochenen verbrachte, schied und mit einem großen Blick

Das Branntweinmonopol.

Ein weiterer Teil der Sydowischen Finanzreform, das Branntweinmonopol, wird in den nächsten Tagen, vielleicht schon morgen, veröffentlicht werden. Ueber den Inhalt der Vorlage sind wir in der Lage, die nachstehenden authentischen Informationen zu geben, die sich im großen und ganzen mit den Details decken, die wir bereits vor bald Jahresfrist hatten publizieren können.

Die Vorlage des Reichsfinanzamtes sieht, wie von uns schon seinerzeit angekündigt, ein Zwischengeldmonopol vor. Das Reich wird den Brennereien ihre Ware abnehmen, läßt sie teils durch andere, teils in eigener Regie reinigen und gibt sie zu bestimmten Preisen ab. Den Brennereien, die besondere Qualitäten erzeugen, wird gestattet, ihre Waren anzukaufeln und selbst abzusetzen. Der Mehrertrag der Branntweinsteuer soll etwa hundert Millionen Mark betragen. In den ersten zehn Jahren sind Abbindungen an die Brenner zu zahlen. Der Preis, der den Brennereien gezahlt wird, wird ungefähr den Selbstkosten entsprechen. Es wird zu diesem Zwecke ein Normalpreis für eine ausgelagerte landwirtschaftliche Normalbrennerei von 800 Hektoliter Produktion als Grundlage angenommen. Dieser Preis erfährt Abflufungen nach unten für größere und Zuschläge für kleinere Brennereien. Die Schlempe (das Restbium aus dem Produktionsprozeß) soll bei diesem Preise den Brennern als Gewinn verbleiben.

Es ist in Aussicht genommen, den bestehenden Brennereien diesen Preis für den ganzen Inlandsbedarf des Reiches zu ernten, und technischen Zwecken zu zahlen. Gest dieser Bedarf zurück, so erfolgt eine entsprechende Verringerung des Anteils der einzelnen Brennereien. Darüber hinaus können die Brennereien noch in beliebigen Mengen Branntwein erzeugen. Jedoch wird für diesen Ueberbrand ein besonderer Preis festgelegt, der naturgemäß ungünstig ausfallen muß, weil für den Absatz dieses Ueberbrandes eigentlich nur die Ausfuhr übrig bleibt.

Wenn auch auf diese Weise zwei Kategorien von Branntwein in geschaffen werden, so wäre es doch verfehlt, hieraus auf eine Analogie mit der bisherigen Zweiteilung zu schließen, die zwischen dem mit einer 20 Mark pro Hektoliter bedachten Viebesbude und einem solchen ohne Viebesbude unterschied. Bisher bedachte nämlich der Preis des Spiritus, auf den keine Viebesbude gezahlt war, mit einer Reihe von Jahren ungefähre die Selbstkosten, während der mit der Viebesbude bedachte 20 Mark über den Selbstkosten stand. Nämlich soll die höherwertige Klasse nur die Selbstkosten zuzüglich der Schlempe decken, während der Preis des Ueberbrandes, wenn ein solcher überhaupt hergestellt wird, vermutlich unter den Selbstkosten liegen wird.

Das Reich soll denaturierten Branntwein — vorerst für eine Reihe von Jahren — ungefähr zu den jetzigen billigen Preisen der Zentrale abgeben, um dadurch die Brennereien vor einem Anfall im Konsum des technischen Branntweins zu schützen, während dem Zentralkanon eine Verringerung des Verbrauchs unvermeidlich ist. Für die technischen Zubehöre, wie die Effigfabrikation, die Fabrikation von Loden, Kether, Antilarden, wird der Spiritus ohne besonderen Zuschlag und ohne einen Gewinn des Reiches abgegeben werden; ebenso für pharmazeutische und wissenschaftliche Zwecke.

dem Freunde Gewährung verspricht — rüft sich ihre Schwester, die mit dem operierenden Herzen, mit der buckigen Menschlichkeit, mit der klugen Güte, mit den jungen, glänzigen Augen und dem Kinderlachen auf der Waise in ein entsetztes Gouernement, wo die Cholera wütet, wo Sargoligkeit, Unwissenheit, Hilflosigkeit als Denterrechte der Welt das Verdrußwort fördern. Diese beiden Schwestern, aus demselben Zeite geschaffen, mit derselben Wärme, mit derselben Sensibilität ausgerüstet, mit derselben feinen Gesichtsügen, demselben Entzuse der zarten Glieder, demselben Viebesbedürfnis, derselben Sinneslust — bei der einen mit vollem Bewußtsein kultiviert, bei der anderen als unentworfte, geheime Triebfeder — mit dem vollen Bewußtsein und brandender Liebe zu einander — sie gehen scheinbar ganz entgegengesetzte Wege. Die eine mit dem geheimnisvoll lachenden „Bägen um die Mundwinkel und dem geheimnisvoll lachenden Kaffament der Kleidung, die andere mit dem unsichtbaren Heiligengrün um das seine Kopfen.

Sie lieben einander, diese beiden Schwestern, verstehen einander mit der ganzen Grobheit ihrer klugen Herzen, und jede tut das ihre. Und doch ist das, was sie tun, nicht so grundverschieden, vielleicht ist es im tiefsten Inneren dieser Menschen und ihres Handelns daselbe. Wer wollte das erklären! —

Unten, vor dem Hofeingang, steht Mascha, das diskrete Stubenmädchen, mit Notz, dem Dornvorngeblissen. Dieser hält eine Düte seiner, herzförmlicher Dinen, die jetzt so komisch billig geworden sind, und er bietet sie ihr an. „Da hört uns niemand“, sagt er. „Wenn der Oberdornvorn schläft, da kann man auch Raunen flücheln.“ „Ach, Notz, Waffelstück, du bist ja heute ganz verrückt“, antwortet sie lachend. „Spud! drauf“, sagt er und läßt sich mit dem Handrücken über den buckigen Schnurrbart, „wir kriepieren ja alle.“ „Rein“, befehlt sie, „wer gebietet dir, der kriepert nicht.“ „Ja, freilich, wer gebietet dir!“ sagt er nachdenklich, indem er vor sich hinblinzelt; dann spuckt er mächtig aus. „Und nach einer Weile fuge er hinzu: „Da sind aber netlich im Rabettensinstitut.“ „Die haben sich eben angestekt“, läßt sie ihn auf. „Ja, die haben sich wahrscheinlich angestekt“, sagt er gedehnt, und es leuchtet ihm ein. Sie nimmt sich eine Birne. Er wird wieder munter und guter Dinge. Sie schließt ins Tor; der Dornvorngeblisse folgt ihr nach. —

Der Schweizer (Postler) kommt herauf, rückt das Mägenbüchlein tiefer ins Gesicht, schließt die Hände unter den Rockärmeln ineinander und tritt breitfüßig, klümmig, in seinem bis zu den Knöcheln reichenden dunkelblauen Rock mit den Silberknöpfen und den verflochtenen großen Knöpfen, ein wahrer Hüne, zu einem Aufseher hinaus, der Inaragaria, Breitbartig, mit aufgestütztem Gesicht, in einem

Bestilenz.

Don (Nachdruck verboten.)

Paul Barchan (Petersburg).

„130 Tote!“
Man weiß, es ist irgenbwo da drüben, an der Peripherie der Stadt, in den Arbeitervierteln, wo faules Obst, faules Fleisch und das ungetroffene, saure Petersburger Wasser genossen wird, wo man in Schmutz, Elend und Verkommenheit erstickt. Und ein unzweiges, tierisch-urmenfliches Gefühl der Lebensfreude, des Sich-lebens-fühlens schlägt in einem gleich einer Welle empor, in der Regie nach dem Kopfe — gemischt mit einem Krabbeln und Krabbeln des Entsetzens, im Rücken und unter dem Herzen.

Über diese lachende Stadt, ihr selbststrenge Herz und ihre empfindsame Seele kennt und liebt, vermag in seltenen, seltenen Augenblicken ein inneres Leben herauszuhören, gleich dem Leben eines sensiblen Weibes.

„Mascha, bringen Sie noch eine Flasche Rotwein!“
Wann verläßt Petersburg seine Ruhez! Ruhe bedeutet hier einen ewigen Zustand der Unruhe, der inneren Unbehaglichkeit. Ob auf dem Kapitalmarkt Eise herrscht, oder Flut — man ist dabei, darauf los in Saas und Braas. „It's nicht mein Geld, lo ist das dein Geld; bin muß es!“ Herrschten Typhus oder Cholera oder andere Massenkrankheiten — behändig Kröpfen die Wortkoben des Todes an den Türen dieser Stadt — so freut man sich doppelt des Lebens; man verschließt nichts an morgen. Wundenknospen brachen zu tollen Stammenblumen auf. — Galgen tragen unheimliche Früchte —

„Reil uns, wir sind entkommen!“ Heute dir, morgen mir; schon streckt der Galgen seinen Auerbaken gleich einem schließlichen Arm aus. Euer Wohl, Brüder, auf Maschala! Reilner, noch eine Flasche Champagner!“ In den Tagen der Schmach, des großen Aufschlams und der feinen Zufussmas sehen die Offiziere und die Freunde besser im fernem Osten in den eleganten Kinnelangeln und den vornehmen Restaurants, und brachten sich einbringlich ins Gedächtnis zurück, daß diese liebe, sinnige Stadt mit ihren tausend weiden Armen sie umschleise.

In dieser lebensschafflichen Todesverneinung liegt die höchste Lebensbejahung.

Nur einmal habe ich Petersburg konzentriert gesehen. An jenem blutigen 22. Januar und den darauf folgenden paar Tagen. Die Schaulustler waren mit feinen Brettern verdammt, die elektrischen Kabel durchschritten, die Straßen leer, nur an den Ecken von Häusern völlig verdächtiger Individuen besetzt. Durch die beschworene